Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 8

Artikel: Die Sühne [Fortsetzung folgt]
Autor: Porret, J.P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665175

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Frühlingsjauchzen, die frommen Gesänge.
Sie steigen vereinigt zur Höhe, zum Himmel,
Zum gütigen Gotte, der alles gegeben,
Zu ihm, dem herrlichen Herrscher der Welt.

Die Sühne.

Erzählung von J. P. Porret, Lausanne.

Diesen Gedanken durfte ich mir zwar niemals gestehen und hätte ihn nicht laut aussprechen können. Ich spürte ihn undeutlich in meinem Gehirn wurmen. Da indes der Verstand mir seine Unrichtigkeit und Schändlichkeit zeigte, faßte ich ihn nicht direkt ins Auge und ließ ihn sein finsteres Werk vollführen.

Infolge eines Restes von Scham, infolge eines schwachen Gewissensechos, und mit der Absicht, vor mir selber meine schmählichen Gedanken zu bemänteln, fuhr ich fort, gute Miene zum bösen Spiel und Battisto freundliche Augen zu machen. Diese Doppelzüngigkeit verderbte mich noch mehr.

Ich freute mich mit ihm über die erwartete Erbschaft, nahm seinen Vorschlag bezüglich der angebotenen Stelle an und pries unser künftiges Glück. Dies falsche Benehmen erstickte die letzten Skrupeln in mir; ich gewöhnte mich daran, mich meinen mißgünstigen Gedanken zu überlassen, wenn ich allein war, und Battisto zu schmeicheln, wenn er mir offenherzig von seinen Plänen sprach. Denn ich war sein Vertrauter geworden. Von Natur mitteilsam und bieder, freute er sich, bei mir, wie er wähnte, Sympathie zu finden. „Siehst du, Pietro," sagte er einst zu mir, „das einzige, was mir bei der Geschichte wehtut, ist, daß ich zu bemerken glaube, die Kameraden seien verdrießlich darüber. Hätte ich das vorausgesehen, ich würde nichts davon gesagt haben . . . Allein solch großes Glück, solch ein Gewinn, wie konnte ich das bei mir behalten! Mir däucht seitdem, etliche meiner Kameraden sehen mich mit schelen Augen an." Ich bin ihnen deshalb nicht böse; aber es quält mich wahrhaftig. Sprich, hast du nicht bemerkt, daß man mir auf dem Bauplatz kalt begegnet?"

„Doch, ich sah es wohl."

„Und das tat dir sicher auch weh. Denn du hast einen andern Charakter, als die, mein guter Pietro. Du hast wohl begriffen, daß ich niemand kränken wollte, wenn ich mich vielleicht allzusehr rühmte. Du

hast mir trotzdem deine Zuneigung bewahrt. Ich kann dir das nie genug danken."

„Dein Glück hat mich sehr gefreut", versetzte ich, „so sehr, als wäre es mir zu Teil geworden; keiner verdient es besser als du."

Ich sprach diese Lüge ruhig, als wär's das Natürlichste von der Welt. Und wahrlich, ich war so weit gekommen, es als ganz selbstverständlich zu betrachten, Battisto meiner Freundschaft zu versichern und ihn insgeheim zu verabscheuen. Diese Verräterrolle war mir vertraut geworden; ja ich spielte sie sogar mit einer Vollendung, die nach und nach meine Eitelkeit kitzelte.

Tage und Wochen verstrichen. Battisto war beunruhigt, schlief nicht mehr und hielt's, nachdem er mir hundertmal wiederholte: „Ich muß wieder zu dem Notar"! nicht länger aus; eines Morgens begab er sich sehr bewegt und allein zu ihm. „Mein Herr", stammelte der Arbeiter, „haben Sie noch keine Nachrichten?"

Der Mann des Gesetzes fing an zu lachen; denn er merkte, mit wem er zu tun hatte. Er beruhigte ihn ironisch: Brasilien sei etwas weiter entfernt als Genf; man müsse der Erbschaft Zeit lassen, anzulangen. Uebrigens sei eine Verspätung erklärlich: die dortigen Anwälte seien mit Arbeit überladen, das Packetboot möge von Stürmen, die in jener Seegegend häufig sind, zurückgehalten sein.

Battisto spürte sich nicht mehr vor Angst.

„Und wenn es . . . wenn es Schiffbruch litte!" wandte er offenherzig ein.

Der Notar hielt weitern Spaß für überflüssig, beruhigte den Italiener, bot ihm die Hand und verabschiedete ihn mit den Worten: „Nur unbesorgt; sobald ich Nachricht habe, werde ich Ihnen Mitteilung machen." Eine Woche später, am Donnerstag, erhielt Battisto einen nach Notarsbrauch geschriebenen, unleserlichen Brief. Er konnte bloß einen einzigen deutlichen Satz entziffern: Fr. 23,876. Ct. 70 (dreiundzwanzigtausendachthundertsechsundsiebzig Franken, siebzig Centimes). Auf den Bauplatz tretend, rief er mich durch einen Wink zu sich, zeigte mir den Brief und sagte: „Es ist da".

„Was?"

„Das Geld."

„Es ist in Montreux?"

„Ja."

Das gab mir einen fürchterlichen Stich ins Herz. All mein Blut strömte heftig nach dem Gehirn; meine Schläfen hämmerten; die Ohren sausten mir. Dann sah ich plötzlich mit Staunen den Himmel über mir,

vor mir den Bauplatz, die Arbeiter, das Gebäude und Battisto mit seinem Brief in der Hand. Da nahm ich meinen Hut ab, verneigte mich tief vor meinem Kameraden und grüßte ihn zeremoniell und spöttisch:

„Herr Bendi, meine Hochachtung!"

„Spaßvogel!" lachte er lautauf. Und leiser, indem er mich mit dem Ellbogen anstieß: „Ei! . . . Mein Werkführer!" „Du willst mich hochmütig machen!" versetzte ich lächelnd, während ich spürte, wie mein Herz sich bäumte.

Und in derselben heitern Weise setzte ich hinzu:

„Wann willst du's holen?"

„Sofort. Ich melde es gleich dem Meister . . . Eine Idee! . . Wie wär's, wenn ich ihn um einen Feiertag für alle Kameraden bäte? Ich möchte euch ein kleines Fest bereiten."

„Ah, nein! Tue das nicht, Battisto! So sind die Reichen! Du weißt schon nicht mehr, was das heißt: sein Brot verdienen. Ein halber Arbeitstag, das ist dir jetzt ein Spaß, gelt? Ich begreife dich; aber für uns bedeutet es: Zwei und einen halben Franken."

„Es ist wahr, Verzeihung! Die Freude verdreht mir den Kopf. Nun denn, so ordnen wir alle miteinander etwas an für nächsten Sonntag!"

Er verließ mich. Ich kehrte vernichtet zu meiner Arbeit zurück, gleich einem, dem eben ein Felsstück auf den Kopf gestürzt ist. Mir war, ich hätte ein Loch im Schädel, gerade groß genug, um die Vernunft heraus-, aber zu eng, um den Ideen Durchgang zu lassen, die mit ihrem wirren Drängen an die Wände der knochigen Hülle hämmerten. Bald gelüstete mich's, in den Stein zu beißen; bald überfiel mich eine unüberwindliche Mattigkeit, das Gefühl von etwas nicht wieder gut zu Machendem, als hätte ich für immer etwas verloren, das mir teurer war als das Leben. Und von ferne betrachtete ich die blaue, schimmernde Seefläche mit einem Schauder, einer unendlichen Sehnsucht und dem krankhaften Verlangen, mein Fieber im kühlen Wasser zu löschen.

Meiner Arbeit fehlte der rechte Eifer. Zweimal schalt mich der Aufseher und ich hörte fügsam, niedergeschmettert zu, ohne daß ich mich erbosen konnte. Dann begann ich beharrlich zu wiederholen: „Ich erspare in der Woche zwölf Franken, habe dreihundert Franken in der Sparkasse, dafür mußte ich ein Halbjahr arbeiten." Der Nachmittag verfloß. Mit dem Schlage sechs begonnen die Arbeiter hastig davonzurennen. Jeden Abend derselbe fröhliche, lärmende Haufe. Das Werkzeug wurde kunterbunt versorgt; im Laufe zog man den Rock an, sprang über Stein- und Sandhaufen, rief sich zu und lachte. Als ich langsam

hinter den andern dem Ausgange zuschritt, hielt mich der Werkführer mit den Worten an: „Kommen Sie mal her; ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ Nachdem er seine Pfeife gestopft und in Brand gesetzt, die Beinkleider aufgestreift und mit der Hand seine Sammetweste abgestäubt hatte, sprach er mir gehörig zu, machte mir einen Abzug von fünfzig Centimes und ermahnte mich, noch zu danken für seine Milde und Gnade. Meine ganze Antwort bestand in einem Achselzucken; ich entfernte mich schlendernd; denn es lag mir nicht daran, meine Kameraden einzuholen. Um die Heimkehr zu verlängern, schlug ich sogar einen nach links aufwärtsführenden Weg ein, von dem ich vermutete, er würde durch die Reben gegen Chillon zu hinuntersteigen. Einsame Häuser, Gartenzäune, mit Scherben gespickte Mauern begrenzten denselben. Ich begegnete einer Bäuerin, die zwei schwere Armkörbe trug, und einigen Engländern, die über die Kiesel herunterliefen und mit ihren Stöcken Lufthiebe vollführten. Es drängte mich, mitten in die Felder zu kommen und allein zu sein, um in der Abendstille Seelenruhe, Beschwichtigung, Ergebung zu finden. Auf halbem Wege, etwas abseits befand sich eine Wirtschaft, wo die Fuhrleute und die vom Markt heimkehrenden Bauern Halt zu machen pflegten. Auf dem verrosteten Blechschild, ober- und unterhalb eines unförmlichen Mannsbildes in blauer Blouse, die Peitsche in der Hand, stand in gelblichen, einst vergoldeten Lettern die Inschrift:

Au Reposoir
Des Fribourgeois.

Vor dem Hause hielten fünf oder sechs Wagen; die Pferde vor der leeren Krippe, oder den Kopf eingemummt in den Hafersack, warteten, ihr Geschell schüttelnd, auf ihre Gebieter; und unverschämtes Hühner- und Spatzenvolk pickte zwischen den Steinen die Körner auf. Wie ich vorbeiging, begann eine weinselige, fürchterliche Stimme schallend ein italienisches Lied. Mir kam der Ton halb und halb bekannt vor. Ich trat näher und warf einen Blick durch das offene Fenster in die große Gaststube des Erdgeschosses.

Ich erkannte Battisto Bendi.

Er saß in Gesellschaft mehrerer Männer in blauen Blousen, denen er augenscheinlich zu trinken zahlte; denn alle schienen eifrig darauf bedacht, ihm zu gefallen, brachten bei jedem Schluck seine Gesundheit aus und klatschten seinem Gesang wütend Beifall. Vor ihnen befanden sich unordentliche Gläser und Flaschen; die einen leer, in einer Weinlache liegend; andere halb gefüllt oder noch versiegelt, gingen unter den Betrunkenen von Hand zu Hand.

Zwei Flaschen schwenkend, heulte Battisto.

Trunken von Glück, so sehr als von Wein, feierte er sein Vermögen. Durch welchen Zufall ward er in dies Wirtshaus verschlagen? Er mußte den ganzen Nachmittag von einer Schenke zur andern gezogen sein, närrisch und getrieben von dem kindischen und brutalen Bedürfnis, sein Geld zu verschleudern, verrückt zu sein und seiner Freude die Zügel schießen zu lassen. Unzweifelhaft hatte ihn einer der Blousenmänner mit hinauf gelockt, um seine Freunde von den großmütigen Anwandlungen des Italieners profitieren zu lassen. Und Battisto freute sich ihrer Lustigkeit, forderte jedermann zum Trinken auf und bestellte unaufhörlich neue Flaschen.

„Wirt! Vom ältesten diesmal! Vom ältesten, den Sie haben!"

Dann fing er wieder aus voller Kehle zu singen an, indem er mit den beiden Flaschen auf dem Tannentisch den Takt schlug; die andern lachten dazu, machten beim Refrain Chorus und schienen sich ungeheuer zu amüsieren.

Sie befanden sich sämtlich an einer Seite des Tisches, der Wand entlang; um hinaus zu sehen, hätten sie sich vorneigen müssen. Battisto kehrte dem Fenster den Rücken.

Plötzlich wich ich, wie geblendet, zurück. Ich fühlte deutlich eine klare, entsetzliche Idee sich wie ein Nagel in meinem Gehirn einbohren. Das kam so jählings und schmerzlich, daß sich einen Augenblick alles rings um mich drehte; alles ward dunkel, und von Schwindel erfaßt, streckte ich meine Hände ins Leere.

Die Idee ging unter, tauchte wie ein Blitz wieder auf und verschwand aufs neue. Ein nervöses Zittern schüttelte mir Knie und Lenden, und mein Herz klopfte in ungleichen starken Schlägen, wie nach einem heftigen Schrecken.

Ich wunderte mich; was war denn vorgegangen? Da kehrte mir das Bewußtsein zurück; diesmal aber hielt ich den Anfall aus. Das war die verhängnisvolle Minute. Auf einmal legte sich meine Aufregung. Die Angst, die Verzweiflung, der Haß des Nachmittags verging. Plötzlich und klar tauchte der schreckliche Gedanke vor mir auf, der allein, unbeweglich, herrschermächtig hinter meiner Stirn wie eingekeilt tronte.

Ich lief in der Richtung von Villeneuve eilig davon. Mein Zimmer war leer; ich erwartete dies, da die Kameraden selten vor zehn Uhr heimzukehren pflegten. Ich zog unter meinem Bett die Weißblechkiste hervor, worin meine Effekten lagen und warf knieend den Inhalt kunterbunt auf den Boden, denn ich hatte Eile. Vorerst legte ich eine blaue Fuhrmannsblouse beiseite, die ich im letzten Jahre in Lyon getragen hatte, als ich die Blockwagen führte. Dann machte ich mich eifrig hinter ein

sorgfältig verschnürtes Packet; da es mir indes nicht gelang, den Knoten zu lösen, zog ich mein Messer aus der Tasche, eine gefährliche Waffe mit scharfgeschliffener, starker Klinge — und zerschnitt die Schnur. Ein Haufe Fetzen aller Farben quoll hervor, den ich ungeduldig mit beiden Händen durchwühlte. Endlich erwischte ich das dringend Gesuchte: einen falschen, rotblonden Schnurrbart, Ueberbleibsel eines Carnevals, und schob ihn in meine Tasche. Darauf begann ich die Wäsche zusammenzufalten und die Packete hastig, aber sorgfältig zuzubinden, indem ich dabei dachte: „Das ist auf alle Fälle sicherer.“ Den Koffer wieder an Ort und Stelle geschoben, ließ ich die Blouse verschwinden, indem ich sie wie einen Strick unter meinem roten Maurergürtel um die Lenden schlang.

Vorsichtig schlich ich die Treppe hinab, ohne jemand zu begegnen. Der Wirt im Erdgeschoß hatte mich hinaufgehen sehen; mir lag daran, daß er mich oben glaubte. Mein Plan war einfach: es handelte sich darum, durch die in den Garten führende Hintertüre hinauszukommen; längs der Mauer hinschleichend, gelangte ich von dort zu einer höher gelegenen Hecke, die sich bis zu einer Baumgruppe hinzog. Das vollzog sich ohne Hindernis und ich war, unter den Bäumen angelangt, überzeugt, nicht bemerkt worden zu sein. Dann begann ich langsam, wie ein Spaziergänger, die Richtung nach dem Hotel Lyon zu verfolgen; dort aber, wo der Weg ins Gehölz führt, fing ich sehr schnell zu laufen an. Ich wußte, wohin ich wollte, wußte, was ich zu tun beabsichtigte, ich faßte mein Vorhaben kalt ins Auge, mit dem vollen Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit und der Sorge für die gesicherte, vollständige Ausführung.

Bevor ich Chillon ganz erreichte, stand ich still, blickte zurück, zur Seite . . . Niemand. Ich schwang mich auf die bewaldete Böschung; nachdem ich meinen Fuhrmannskittel angezogen und den Schnurrbart — indem ich ihn mit meinem Atem erwärmt — angeklebt hatte, setzte ich mich hinter einem Dickicht junger Tannen, von wo aus ich, ungesehen, die Straße überblicken konnte, auf das dürre Laub am Boden. Der Abend sank hernieder. Am Horizont dehnte sich ein ungeheures Flammenmeer aus. Die Sonne war eben untergegangen und die Natur bewahrte gleichsam einen Schauder und ein Staunen über ihr Verschwinden. Eine gewaltige, mit Goldstreifen untermischte Purpurröte deckte See und Himmel.

Ein Purpurwiderschein bekleidete die felsigen, nackten Spitzen der Dent de Morcles und des Mittagshorns und gleich zwei Liebenden, gierig nach einem letzten Kuß, schienen die beiden, einander gegenüberliegenden Berge, die Füße im Dunkel, sich den letzten Strahl des entschwundenen Gestirns streitig zu machen. Furchtbar und ruhig nahte sich die

Nacht zwischen diesen beiden Leuchten, wie ein Meerarm, der seine langsamen Wogen zwischen zwei Leuchttürmen hineintreibt. Nach und nach ward der See und dann die Ufer dunkel. Verräterisch schlich die Finsternis längs der Abhänge hin, überzog die Täler und dann die Bergseiten, und der Widerschein der Berge erstarb — einer nach dem andern. Der noch immer stolze, hoch zum Himmel hinaufgeflüchtete Sonnenuntergang sah seinen Gegner emporkriechen; das Dunkel überschritt die Bergkämme, hob sich in regelmäßigen Stößen höher und höher und ging über zum Angriff auf das Flammenmeer. Ohne Hast überzog die unerbittliche, kalte Nacht den strahlenden Himmelsdom und verschlang das Rot, darauf das Gold und zuletzt das Azurblau.

Ein Rauschen durchzog das Blattwerk; die Erde schauderte unter der kühlen, leichten Liebkosung der Brise. Angelangt im Zenit, begann die Nacht gegen Westen in derselben ruhigen und starken Weise herunterzusteigen, fortwährend den Feuerbrand am Himmel erstickend und ihn schließlich am Horizont auslöschend.

Bald war am dunklen Hintergrunde des Firmaments nur noch ein langer Feuerstreifen zu sehen. Dünn, gerade, horizontal, unbeugsam bewahrte er die ganze Pracht des Sonnenuntergangs; allein die Einsamkeit und der Kontrast verliehen ihm ein rohes, hartes und drohendes Gepräge. Es war wie die Klinge eines Degens, die da lag, um den Fortschritt der Finsternis aufzuhalten und der Nacht trotzzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Für di Chlyne. Bärndütsche Värsli von G. Stucki. Zweite vermehrte Aufl. Selbstverlag des Verfassers. Bern, Schwarzenburgstraße 17.

Ein herziges Büchlein, das wir allen Eltern, Lehrern und Lehrerinnen, die das kleine Volk vom 5.—10. Altersjahr zu Klugheit, Weisheit, Freundlichkeit und Liebe zu erziehen haben, aufrichtig empfehlen. Nirgends leeres Geschwätz; jedes Gedicht hat wirklich einen Gegenstand, der bald dem Leben der Tiere in Haus und Hof, in Feld und Wald (75 Nummern), bald der großen Natur, die dem tiefsinnigen Verfasser als die größte Erzieherin der Menschen lieb und vertraut ist (24 N.), bald dem Kindesleben selber entnommen sind (24 N.), während 39 Gedichte (worunter ein längeres Weihnachtsgedicht), für festliche Anlässe berechnet, neben der Freude an solchen bei den Kindern die Dankbarkeit gegenüber den Eltern und deren Opfern zu wecken suchen. Ein liebevoller Vater, ein milder Mensch und Philosoph spricht, wenn auch nicht überall mit gleicher Anschaulichkeit, so doch durchwegs verständlich zur kleinen Welt, der er mit freundlichem Lächeln das Spiegelbild vorhält, damit sie ihre Unarten erkennt und alles, was gesund und gut und schön ist, schätzen lernt. Er fühlt sich im Einklang mit Gott in der Natur. Die Kinder, die in seinem Geiste erzogen werden, dürften desselben Geistes teilhaftig werden, soweit die Erziehung auf dieser Stufe für die Folgezeit ausschlaggebend werden kann.

Redaktion: Ad. Vögtlin. — Druck und Expedition von Müller, Werder & Cie., Zürich.